Ein Verbrechen.

Sensationsroman von Reginald [illegible]

Am sechsundzwanzigsten October des Jahres 1887 erschien in den Londoner Zeitungen folgende Nachricht:

„Gestern Morgen zwischen neun und zehn Uhr wurde in der Villa Rob Roy in der Hamilton-Straße in Sandbank eine schreckliche Entdeckung gemacht. Das Haus ist an eine Dame, Frau Gregory, vermiethet, welche dort eine Pension hält. Seit einigen Tagen wohnte daselbst eine junge Dame, eine Französin, Namens [illegible] in einem Zimmer im ersten Stock. Gestern Morgen, als sie nicht, wie gewöhnlich, zum Frühstück herabkam und lautes, wiederholtes Klopfen an ihrer Zimmerthüre unbeantwortet blieb, erwachte bei der Frau Gregory Verdacht. Sie wartete noch kurze Zeit und ließ dann die Thüre, welche verschlossen war, aufbrechen. Den in das Zimmer Eintretenden bot sich ein schrecklicher Anblick. Man fand die junge Dame todt, mit durchschnittenem Hals. In verschiedenen Theilen des Zimmers sah man große Blutlachen. Der Anblick der Leiche war entsetzlich. [illegible] Morde auf das Bett gelegt worden. [illegible] erfuhren noch, daß die Ermordete am Abend vorher den Besuch einer fremden Frau erhielt, welche das Haus verlassen haben muß, als die Bewohner desselben schon im Schlafe lagen. Der Verdacht lenkt sich daher auf diese Person hin, und die Polizei ist eifrig bemüht, in dieser Richtung nachzuforschen."

Das war die erste Nachricht über das entsetzliche, von tiefem Geheimniß umgebene Verbrechen. „Das Geheimniß von Sandbank" oder „der Mord in der Hamiltonstraße", wie das Ereigniß genannt wurde, erregte das öffentliche Interesse in höchstem Grade und Tausende von eifrigen Lesern warteten gierig auf jede neue Einzelheit, welche darüber bekannt wurde.

Aber das Ereigniß schien ein Geheimniß bleiben zu wollen, welches den eifrigen und allen scharfsinnigen Nachforschungen der Polizei unzugänglich blieb. Nach und nach verschwand der Gegenstand aus den Zeitungen, da andere Vorfälle das öffentliche Interesse in Anspruch nahmen, wie zum Beispiel ein schrecklicher Eisenbahnunfall, der bald darauf stattfand, und dann später die Aufregung, welche die neuen Wahlen zum Parlament hervorriefen.

Aber es gab einen Mann, der das schreckliche Ereigniß nicht vergaß und geduldig und entschlossen an der Arbeit blieb, um das schwierige Räthsel zu lösen, um Licht zu werfen auf das, was in Dunkelheit lag, und aufzuklären, was unbegreiflich schien.

2.

Am Morgen des fünfundzwanzigsten October, einen Tag, bevor die oben erwähnte Nachricht in den Zeitungen stand, hatte sich eine Menschenmenge vor dem Eingang zu der Villa Rob Roy angesammelt. Die Villa Rob Roy ist ein einfaches, aber gemüthlich aussehendes, zweistöckiges Wohnhaus. An der einen Seite desselben steht ein eben fertiges neugebautes Haus, während die andere Seite von einem noch freien Bauplatz begrenzt wird. Die Hamiltonstraße, in welcher diese Villa liegt ist eine halb städtische, halb ländliche Nebenstraße, kleine Gärtchen, welche vor den hübschen Landhäusern liegen, verleihen der Gegend einen mehr ländlichen Charakter.

Frau Gregory, die Mietherin der Rob Roy, die ziemlich gewichtige Wittwe eines ebenso stattlichen Zollbeamten, stand vor der Hausthüre, umgeben von einer Gruppe von Leuten. Auf ihrem gewöhnlich gutmüthigen Gesicht lag der Ausdruck von Schrecken und Aufregung. Neben ihr stand ein Mann in Arbeitskleidern, welcher in der Hand einige Zimmermannswerkzeuge hielt und sehr ernst aussah.

„Ach Gott," rief Frau Gregory, „was soll ich thun, was soll ich thun? Der Wachtmeister kommt noch immer nicht, auch der Doktor nicht! Armes Ding, und noch so jung! Und so etwas konnte in meinem Hause vorkommen, das seit vielen Jahren von der besten Gesellschaft besucht wird! Es ist entsetzlich."

„Es ist ein Mord verübt worden, daran ist kein Zweifel," sagte der Zimmermann, „ich wußte es von dem Augenblick an, als Sie nach mir sandten, um die Thüre aufzubrechen."

Frau Gregory antwortete mit einem lauten Seufzer.

In diesem Augenblick erschien die blaue Uniform eines Polizeibeamten in der Entfernung. Der Beamte wurde von einem jungen Mann in Arbeitskleidung begleitet und Beide eilten so rasch, als ihre Füße sie zu tragen vermochten, der Villa zu.

„Hier ist die Polizei!" rief die Menge. „Es ist ein Sergeant!" rief Jemand, der die weißen Streifen am Arme des Beamten bemerkt hatte.

Der Sergeant trat rasch näher. Seine ruhige Haltung wirkte beruhigend auf die schwatzende und aufgeregte Menge, die hauptsächlich aus Frauen bestand.

„Was ist geschehen, meine Dame?" fragte er. „Sagen Sie es mir schnell, ehe ich weitere Untersuchungen beginne."

Frau Gregory begann zu sprechen aber noch ehe sie drei Worte hervorbringen konnte, brach sie seufzend zusammen. Der Sergeant blickte sich um. Ein Dutzend Stimmen erhoben sich zugleich, um ihm Mittheilungen zu machen, und nur mit großer Schwierigkeit gelang es ihm endlich, die redselige, dienstfertige Menge zur Ruhe zu bringen.

„Hat nicht Jemand dieser Dame auf ihr Verlangen Beistand geleistet?"

„Ich!" rief Meister Wales, der Zimmermann.

„Dann kommen Sie her, mein Bester," sagte der Sergeant, „und sagen Sie mir rasch, was Sie wissen."

„Diesen Morgen, etwa um zehn Uhr," sagte Wales, „war ich an der Arbeit, als das kleine Mädchen von Frau Gregory gelaufen kam und mir sagte, ich möchte hierher kommen und mein Handwerkszeug mitbringen, es sei nicht richtig mit der einen Pensionärin, sie komme nicht herab und antworte nicht auf das Klopfen an ihrer Thüre. Ich ging sogleich hin, und auf Verlangen der Frau Gregory schraubte ich das Schloß los und öffnete die Thüre, worauf wir Beide ein junges Mädchen auf dem Bett in seinem Blute liegen sahen."

Ein Gemurmel des Entsetzens erhob sich in der Menge.

„Frau Gregory," fuhr Wales fort „sprach von einer fremden Frau, welche von der Ermordeten erwartet wurde. Diese Frau sei nun gestern Abend auch gekommen und bei der Ermordeten geblieben. Ich sagte zu Frau Gregory: „Hier ist ein Mord verübt worden, und rieth ihr, die Thüre wieder zu schließen, nichts anzurühren und sofort nach der Polizei und nach einem Arzt zu schicken."

„Gut," sagte der Sergeant, „also nur Sie und Frau Gregory sind in dem Zimmer gewesen?"

„Nur ich und Frau Gregory," erwiderte Wales, „und Frau Gregorys kleines Mädchen."

„Ich werde jetzt in das Haus gehen," sagte der Sergeant ruhig und in keiner Weise erregt oder verwirrt von dem Ereigniß, das alle Umstehenden in ein Fieber der Aufregung versetzt hatte. „Ich habe dem Polizeilieutenant Nachricht gegeben, welcher sogleich mit einer Anzahl von Leuten kommen wird, um den Platz zu bewachen. Inzwischen können Sie, mein Bester, mir den Gefallen thun, sich an der Pforte aufzustellen und alle Fremden zurückweisen. Keine Seele, welche nicht in's Haus gehört, lassen Sie ein; nehmen Sie keine Entschuldigung an und rufen Sie mich, falls irgend jemand hartnäckig sein sollte."

Geführt von Frau Gregory, welche sich inzwischen wieder erholt hatte trat der Sergeant in das Zimmer, in dem die Ermordete lag.

Der Anblick war so furchtbar, daß jeder Andere, als dieser mit eisernen Nerven begabte Beamte, den nichts aus der Ruhe bringen konnte, entsetzt zurückgewichen wäre. Auf dem Bett lag ein schönes, junges Mädchen, dessen bewegungslose Augen mit einem wilden Ausdruck von Schrecken den Sergeanten entgegenstarrten. Die Leiche war vollständig angekleidet; die mit Blut überströmten Kleider zeigten keine auffallenden Spuren von Unordnung; das schwarze Haar der Ermordeten war jedoch lose herausgefallen. Die Stellung, in der sie lag, ließ sofort zwei tiefe Wunden an der linken Seite des Halses erkennen, eine derselben war wenigstens drei Zoll lang und die andere fast vier Zoll. Das Blut war in Strömen aus den Wunden geflossen und hatte den oberen Theil der Kleidung der Ermordeten ganz durchdrungen, [illegible]. Nichts deutete darauf hin, daß ein Kampf stattgefunden habe und man konnte glauben, daß sie [illegible] den eingedrungenen Mörder erkannt habe.

„Sie stand aufrecht, als sie ermordet wurde," dachte der Sergeant, „erst als Leiche ist sie auf das Bett geworfen worden."

Mit genauem Auge überschaute er die ganze Scene. [illegible] Das Zimmer selbst war ziemlich geräumig, [illegible] und Einrichtung waren die bei solchen Zimmern in Seebadeorten üblichen, man sah, daß die Dame des Hauses auf Anstand und Sauberkeit hielt. In dem Zimmer stand eine breite, eiserne Bettstelle, eine Kommode, ein Waschtisch, ein Toilettentisch mit Spiegel, verschiedene Rohrstühle und ein [illegible] mit Leder bezogener Lehnstuhl.

Mit dem Notizbuch in der Hand begann der Sergeant eine genaue Untersuchung. Er ließ die Leiche unberührt, bis zur Ankunft seines Vorgesetzten oder eines Arztes, aber er konnte sich nicht enthalten, den Thatbestand aufmerksam zu betrachten, der so lebend vor ihm lag.

„Der Mörder ist höchstens fünfundzwanzig Jahre alt," dachte er, „und nun auf so grausame Weise ermordet! Eine der Wunden wäre genügend gewesen, das Uebrige ist Schlächterei."

Jetzt bemerkte er, daß das Bett noch unberührt war. „Augenscheinlich," sagte er zu sich selbst, „hatte sie sich noch nicht entkleidet. Sie ist überfallen worden, während sie aufrecht stand, oder vielleicht sitzend, und dann erst hatte man sie auf das Bett geworfen."

Diese Meinung wurde durch andere Beobachtungen bestätigt. Auf dem Toilettentisch stand eine Oellampe, deren Behälter noch halb mit Oel gefüllt war.

„Wenn diese Lampe gestern Abend gebrannt hat," dachte der Sergeant, „wie ich fast mit Sicherheit aus dem Geruch im Zimmer schließe, so konnte sie nicht von selbst verlöschen, denn es ist noch genug Oel darin, sie muß also ausgeblasen sein. Die alte Dame wird mir sagen können, ob die Lampe gestern Abend voll war."

Während der Sergeant seine Untersuchungen fortsetzte fand er, daß der Wasserkrug zum Theil geleert war, die Waschschüssel war jedoch auch leer, aber einige röthliche Flecken auf dem Boden derselben erregten ihn, eifrig weiter zu suchen. Am anderen Theil des Waschtisches stand ein metallener Eimer, in dem er bei genauerer Besichtigung blutig gefärbtes Wasser fand.

„Hoho," sagte der Sergeant, „wir sind kaltblütig genug gewesen, unsere Hände noch zu waschen! Und wie sehen die Handtücher aus?"

Diese ließen keinen Zweifel übrig, sie waren beide mit Blut befleckt und das eine derselben zeigte tiefrothe Streifen von mehreren Zoll Länge, welche darauf schließen ließen, daß die Klinge der blutigen Mordwaffe sorgfältig daran abgewischt worden war.

„Das kann nützlich sein," dachte der Sergeant, indem er diesen Umstand sorgfältig in seinem Buche verzeichnete.

Die eifrige und geschäftsmäßige, wenn auch rasche Untersuchung der übrigen Gegenstände im Zimmer ergab, daß die der Ermordeten gehörigen Sachen durchwühlt worden waren. Ein großer Koffer von ausländischer Arbeit, der in einer Ecke hinter dem Bett lag, war aufgebrochen und durchsucht worden. Kleidungsstücke aller Art waren herausgenommen und unordentlich wieder hineingeworfen worden; Schmucksachen und Kleinigkeiten lagen umher, einige auf dem Fußboden, manche davon waren rücksichtslos zertreten worden. Ganz besonders zog aber die Aufmerksamkeit des Beamten eine kleine unscheinbar aussehende Schreibmappe auf sich, die auf dem Tische lag. Sie war geschlossen, aber nicht mit einem Schlüssel, und der Sergeant bemerkte, daß dieselbe ebenso, wie die anderen Sachen durchsucht worden war. Noch nicht gebrauchtes Schreibpapier lag in einer der Abtheilungen neben einem Stück rothem Siegellack, aber die zweite, größere Abtheilung war ganz leer, nicht ein Papierschnitzel war zu finden.

Indem er jedoch die Schreibmappe aufhob, bemerkte der Sergeant ein Stückchen zerknittertes, weißes Papier. Es war der Theil eines Briefes und man konnte einige Worte darauf erkennen. Er glättete das Stück und betrachtete es und plötzlich begann dieser unerschütterliche, ruhige und kaltblütige Beamte zu zittern und taumelte, als ob ein Schuß ihn getroffen hätte.

„Großer Gott," rief er, „ist es möglich!"

3.

Schwere Schritte, welche von unten gehört wurden, erweckten den Sergeanten aus dem Zustand von Erstaunen und Betäubung, in den er gefallen war.

Der Chef der Polizei von Sandbank, begleitet von einigen Schutzleuten, war gekommen. Der Sergeant hörte, wie er mit Frau Gregory sprach und eilte ihm entgegen die Treppe hinab.

Der Chef war ein sehr hoch gewachsener, hübsch aussehender Mann von mehr als sechs Fuß Höhe, mit einem schönen, sorgfältig gekämmten und schon etwas ergrauten Bart, unbefangenen, blauen Puppenaugen. Er erwiderte den militärischen Gruß des Sergeanten durch ein freundliches Kopfnicken.

„Ein schlimmer Fall, Power," bemerkte er; „wir müssen uns Mühe geben, der Sache auf den Grund zu kommen, und haben keine Zeit zu verlieren."

Sergeant Power machte ihn in wenigen Worten mit den wichtigsten Ergebnissen seiner Untersuchung bekannt.

„Wir müssen zuerst Erkundigungen über die Person der Ermordeten einziehen," sagte der Chef. „Wir wollen versuchen, die Detectivs von dieser Sache fernzuhalten und uns selbst die Ehre einer erfolgreichen Nachforschung vorbehalten."

Der Sergeant Power sah zweifelhaft aus. Augenscheinlich theilte er nicht die Zuversicht seines Chefs und hielt die Sache nicht für so einfach, machte aber keine weitere Bemerkung. Er folgte schweigend dem Chef die Treppe hinab in das Wohnzimmer und blieb neben ihm stehen, während sich der Letztere an den Tisch setzte und einer der Polizisten ein Schreibzeug und Papier herbeibrachte.

Frau Gregory und Wales, der Zimmermann, wurden herbeigerufen, und ein Schutzmann, welcher zu stenographiren verstand, setzte sich hin, um die Verhandlung aufzuzeichnen.

„Nun, Frau Gregory," sagte der Polizeichef mit einer etwas geräuschvollen Zärtlichkeit, „beantworten Sie alle meine Fragen so kurz, als Sie können, und achten Sie wohl darauf, daß Sie nichts vergessen, was für uns von Bedeutung sein könnte. Es ist ein schrecklicher Fall, und Sie werden die Verantwortlichkeit fühlen, welche auf uns Allen liegt."

Frau Gregory war etwas verwirrt durch die Anwesenheit aller dieser uniformirten Beamten und schien nahe daran zu sein, sich einem neuen Ausdruck von Seufzen hinzugeben. Indessen überwand sie diesen Anfall.

Der Zimmermann stand schweigend und düster daneben.

„Die Ermordete, welche oben liegt, war Ihre Mietherin?" fragte der Chef. „Wie war ihr Name?"

Frau Gregory nahm ein Stück Papier aus der Tasche und reichte es dem Beamten.

„Dies hat sie mir gegeben, Mister Gadd, als ich sie nach ihrem Namen fragte und ihn nicht verstehen konnte, da er einer fremden Sprache angehört."

Der Beamte blickte auf das Papier. In hübscher, weiblicher Handschrift stand darauf geschrieben: „Madeleine Franc, Paris."

„Eine Fremde, augenscheinlich eine Französin," sagte der Chef. „Wie lange war sie im Hause? Wann kam sie zuerst zu Ihnen?"

„Vor vier Tagen. Mister Perkins vom Royal Hotel hat sie mir zugewiesen; er und mein Seliger waren gute Freunde, und er denkt noch immer daran wenn er Gelegenheit hat, mir Jemand zuzuweisen. Gregory trank sein Glas regelmäßig im Royal Hotel."

„Ja, ja, aber das habe ich jetzt nicht nöthig zu wissen," unterbrach der Chef ohne Umstände den Strom ihrer ehelichen Erinnerungen. „Vor vier Tagen, sagen Sie. Das war am 21. October. Notiren Sie das Datum," sagte er zu seinem Schreiber. „Nun erzählen Sie mir," fuhr er fort, „Alles, was vorfiel und bleiben Sie bei der Sache."

„Gut, mein Herr," begann die Wittwe. „Sie kam in einer Droschke mit ihren Koffern angefahren, — es war am Montag Morgen — sie sagte, sie sei vom Royal Hotel zu mir gewiesen, und fragte mich, ob ich ihr eine Wohnung geben könne. Sie sprach nicht fertig englisch, konnte sich aber ziemlich verständlich machen. Ich erfuhr, daß sie hierher gekommen war, um mit einer anderen Person zusammenzutreffen die sie erwartete. Sie hatte ein sehr angenehmes, ruhiges Wesen und machte einen vortheilhaften Eindruck. Ich hatte noch eine Menge Zimmer frei, denn Ende October ist die Saison längst vorüber, und obgleich ich Herren den Damen vorziehe, da jene weniger Umstände machen, nicht überall umherschnüffeln und Alles überwachen, war sie mir doch willkommen. Ich sagte ihr, sie konnte das Zimmer oben im ersten Stock haben, wo sie jetzt liegt, das arme Wesen, und es stehe ihr frei, sich auch im Salon aufzuhalten. Sie war mit meinen Bedingungen einverstanden, welche billiger sind, als in irgend einer anderen Pension in unserer Stadt."

Obgleich die Dame schnell sprach, so machte sie doch viele überflüssige Worte, und der Beamte wurde ungeduldig.

„Gut! Sie zog also bei Ihnen ein, das wissen wir. Nun sagen Sie uns, was für eine Art von Dame sie war, wie sie ihre Zeit zubrachte und dann den Rest von der Geschichte."

„Sie war die ruhigste Mietherin, — für eine Dame — die ich mich je gehabt zu haben erinnere," erwiderte die Wittwe. „Sie sprach nicht viel mit mir, wahrscheinlich weil es ihr schwer fiel, sich englisch auszudrücken, und es ist nicht meine Art, mich Jemand aufzudrängen, wenn man es nicht wünscht. Sie saß oft nachdenklich allein, ging jeden Tag etwas aus und schien ganz melancholisch zu sein. Ich hielt sie für eine ausländische Gouvernante, welche ihre Stelle aufgegeben hat und sich nun an der See etwas erholen und kräftigen will, ehe sie eine andere Stelle sucht."

„Sie sagte Ihnen also nicht, wer sie war, oder was sie hier that?"

„Nein, und sie erhielt auch niemals einen Brief, bis gestern Morgen."

„Ach," sagte der Chef, während seine Miene sich belebte, „sie erhielt einen Brief! Sie nahmen ihn in Empfang und haben ihn natürlich genau angesehen?"

Frau Gregory achtete nicht auf die Ironie in Mister Gadds Frage, welche auf eine wohl bekannte Neugierde der Pensionsinhaberinnen anzuspielen schien.

„Nein," erwiderte sie, „das arme Ding sah vom Fenster aus, wie der Briefträger auf die Pforte zukam, und eilte ihm entgegen, um ihm die Thüre zu öffnen. Während ich aus der Küche hinauseilte, sagte sie mir, der Brief sei für sie. Ich habe denselben nicht in die Hand bekommen."

„Hm," murmelte Mister Gadd, augenscheinlich enttäuscht.

In diesem Augenblick fragte der junge Sergeant, welcher mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, in respektvollem Tone:

„Darf ich mir erlauben, eine Frage zu stellen Sir?"

„Gewiß, Sergeant Power," erwiderte der Chef, „was wünschen Sie?"

„Ich bitte, Frau Gregory zu fragen, ob sie sich erinnert, um welche Zeit der Briefträger mit dem Brief kam?"

„Hören Sie, was der Sergeant fragt," bemerkte Mister Gadd, welcher den Zweck dieser Fragen nicht verstand, aber seinem Untergebenen nicht in den Weg treten wollte, zu Frau Gregory.

„So viel ich mich erinnere, war es kurz vor ein Uhr. Ich weiß sicher, daß es nach zwölf Uhr war, denn das Mittagessen war schon beinahe fertig."

„Daraus ist zu schließen, Sir," sagte Sergeant Power in bescheidenem Tone, „daß der Brief ein Stadtbrief gewesen sein muß. Er kann nicht von London oder überhaupt von auswärts gekommen sein, denn nach den frühen Morgenstunden kommen bis zum Abend keine auswärtigen Briefe mehr an."

„Sehr richtig," sagte der Polizei-Inspektor Gadd beifällig, „notiren Sie das, Thomas, um welche Zeit der Brief gebracht wurde."

4.

Sergeant Power hatte durch seine rechtzeitige Frage ein Anzeichen festgestellt, welches von Werth sein konnte. Wenn dem Inspektor Gadd jener Scharfblick fehlte, welcher wichtige Einzelheiten sofort mit Sicherheit erfaßt, so besaß er doch Erfahrung und wußte die Bedeutung, welche oft auch unscheinbare Kleinigkeiten besitzen, wohl zu schätzen.

„Dieser Power ist kein Dummkopf," dachte er „es ist mir lieb, daß er hier anwesend ist, er kann sich gelegentlich nützlich machen."

Ohne den guten Eindruck zu bemerken, den er auf seinen Vorgesetzten gemacht hatte, überließ es der junge Sergeant dem Inspektor, die Untersuchung fortzusetzen, und nahm wieder sein zurückhaltendes Wesen an.

„Nun, Ihre Mietherin erhielt also den Brief," fuhr der Inspektor fort, „was geschah dann?"

„Nichts Besonders, mein Herr, so viel ich weiß. Ich ging wieder in die Küche und sah nicht, wie sie den Brief las, doch bald nachher als ich das Mittagessen brachte, sagte sie mir, sie habe Nachricht von der erwarteten Person erhalten."

„Ah," unterbrach sie der Inspektor eifrig, „nun, was sagte sie ihnen von dieser?"

„Sie sagte, sie werde des Abends ausgehen, um mit der Erwarteten zusammen zu treffen, und wahrscheinlich werde diese mit ihr zurückkommen, um hier zu übernachten."

„Erwähnte sie diese Person als eine Dame? Sind Sie sicher, daß sie nicht einen Herrn meinte?" fragte Mister Gadd mit einem forschenden Seitenblick nach Frau Gregory.

„Einen Herrn!" rief die Wittwe entrüstet. „Nein, mein Herr, wir gestatten nicht, daß die Mietherinnen von Herren besucht werden, außer von ihren gesetzlichen Ehemännern. Ich würde so etwas in meinem Hause nicht erlauben."

Die Aufrichtigkeit der Dame in ihrer Eigenschaft als tugendhafte Matrone war zu augenscheinlich und ließ keinen Zweifel übrig.

„Außerdem, fuhr Frau Gregory fort, „war die Person wirklich eine Dame, das habe ich mit eigenen Augen gesehen."

„Sie haben sie also gesehen?"

„Ja, Herr Inspektor. Spät Abends ging die Mietherin aus und kam mit ihrer Freundin zurück."

„Um welche Zeit war das?"

„Es war nahe an elf Uhr; ich hörte einige Minuten später die Uhr schlagen."

„Um halb elf Uhr kommt ein Zug aus London an," bemerkte Sergeant Power; „das könnte der Zeit nach stimmen, wenn sie zu Fuß vom Bahnhof kamen."

„Ja, ganz richtig," erwiderte der Inspektor. „Kamen sie in einer Droschke?"

„Nein, mein Herr, sie kamen zu Fuß bis zur Hausthüre."

„Und nun," sagte der Inspektor ernsthaft, „überlegen Sie wohl, was Sie sagen, und suchen Sie sich an alle Umstände genau zu erinnern. Es hängt viel von dem ab, was Sie uns sagen können. Sie sahen sie also, als Sie ihnen entgegen an die Thüre gingen?"

„Ja, Herr Inspektor, ich öffnete ihnen die Thüre; meine Mietherin ging voran, ihre Freundin folgte ihr."

„Wie sah die letztere aus?"

„Nun, es war etwas dunkel, da ich nur eine Lampe und kein Gas habe, aber ich sah, daß es eine hochgewachsene Dame war und eine Reisetasche trug."

„Haben Sie ihr Gesicht gesehen?"

„Nur ganz flüchtig. Es war eine frostige Nacht, Sie wissen, es ist schon sehr winterlich, und sie war bis über das Kinn verhüllt und hatte einen dicken Schwal umgelegt. Ich kann nur sagen, daß sie wie ihre Freundin brünett zu sein schien."

„Aber, sahen Sie sie nicht genauer, als sie herein kamen?"

„Das ist eben — das gelang mir nicht. Als sie in den Hausflur traten, sagte meine arme Mietherin, soviel ich mich erinnern kann: dies ist meine Freundin, von der ich sprach, sie ist sehr ermüdet und will sogleich nach oben zu Bett gehen. Ich redete ihnen zu, in den Salon zu treten und etwas zu speisen, es war noch etwas Hammelbraten da vom Mittagessen und Pickels, aber meine Mietherin dankte mir und sagte, sie hätten nichts nöthig. Sie gingen dann nach oben und ich habe nichts mehr von ihnen gesehen."

„Sie haben sie nicht mehr gesehen?" fragte der Inspektor. „Das ist sehr fatal! Wie war die fremde Frau gekleidet?"

„Sie trug einen langen Reisemantel mit einer Kapuze aus dunklem Stoff und einen Hut; der Mantel reichte bis zu den Füßen. Um den Hals hatte sie einen Shwal gebunden, der ihr Gesicht halb bedeckte."

„Welchen Eindruck machte die Dame auf Sie? Sagte sie etwas?"

„Kein Wort, Herr Inspektor, sie stand ganz still hinter ihrer Freundin und sagte nichts, nicht einmal guten Abend, oder gute Nacht. Ich hielt sie für eine Fremde, welche die Sprache nicht kennt; vielleicht eine Gouvernante, oder etwas der Art."

„Sie gingen also nach oben?"

„Ja. Meine Mietherin hatte mir gesagt, ich solle keine Vorbereitungen treffen, sie hätten kein besonderes Zimmer nöthig und könnten sehr bequem beisammen schlafen. Das ist auch richtig, denn das Bett ist breit genug für drei Personen, nicht nur für zwei."

„Haben Sie darauf noch irgend einen Laut gehört?"

„Ich war beschäftigt, aufzuräumen und Alles für den anderen Morgen in Ordnung zu bringen. Ich schlafe mit meiner kleinen Nichte, meiner Schwester Kind, welche bei mir wohnt und mir hilft, oben im zweiten Stock, wenn das Zimmer nicht von Gästen eingenommen ist. Marie war schon zu Bett gegangen. Ich mußte an dem Zimmer im ersten Stock vorüber gehen, um nach oben zu kommen, ich glaube, man sprach darin, als ich vorüber ging, aber ich konnte nichts verstehen."

Der Inspektor hatte sehr gewünscht, daß Frau Gregory in dieser Beziehung weniger Zartgefühl besessen hätte, aber er enthielt sich einer Bemerkung darüber.

„Sie hörten nichts während der Nacht? Keinen Schrei, kein Geräusch?"

„Nein, gar nichts! Ich arbeite fast den ganzen Tag und habe ein gutes Gewissen, und schlafe deshalb sehr fest, mein armer Gregory hat sich oft darüber beklagt."

„Und das kleine Mädchen, Ihre Nichte, wie Sie sagen, hörte auch nichts?"

„Nein, Herr Inspektor, sie schlief ebenso fest, wie ich. Das Zimmer oben, wo wir schlafen, geht nach der Straße hinaus und befindet sich nicht über dem, in welchem sich die Damen befanden; es hätte ein starkes Geräusch sein müssen, wenn wir es hätten hören sollen."

„Das sieht aber sehr seltsam aus," bemerkte der Inspektor. „Sie müssen in der That einen gesunden Schlaf haben! In Ihrem Hause wird eine Dame ermordet, fast unter Ihren Füßen und die Person, welche augenscheinlich das Verbrechen begangen hat, geht die Treppe hinab, öffnet die Thüre —"

„Nein, mein Herr, Sie irren sich," unterbrach ihn Frau Gregory triumphirend, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, „das hätte sie nicht thun können, aus gutem Grunde. Gestern Abend verriegelte ich sorgfältig die Vorderthüre und überzeugte mich davon, daß die Hinterthür gut verschlossen war, und heute Morgen als ich aufstand, fand ich beide Thüren so wie ich sie verlassen hatte.

5.

Diese etwas überraschende Mittheilung warf ein neues Licht auf die Sache. Die verschlossene Thür des Schlafzimmers, welche durch den Zimmermann aufgebrochen werden mußte, war also von innen und nicht von außen verschlossen gewesen. Der Schlüssel war ganz verschwunden, so daß der Zimmermann, selbst wenn er sich davon hätte überzeugen wollen, nicht sagen konnte, ob er von innen oder von außen umgedreht worden war. Frau Gregorys Aussage gab jedoch der Untersuchung eine ganze neue Richtung.

Sergeant Power verließ das Zimmer, ohne einen Befehl abzuwarten, und eilte die Treppe hinauf nach dem Zimmer wo die Ermordete lag. Das Fenster war geschlossen, wie er zuvor schon bemerkt hatte, und die Jalousie heruntergelassen. Aber bei näherer Untersuchung fand er, daß der Haken zurückgezogen war und nicht in die Oese eingriff. Rasch öffnete er das Fenster und sah hinaus. Etwa zwanzig Fuß darunter lag ein kleiner Garten, der von einer Backsteinmauer eingefaßt war, und fast unmittelbar unter dem Fenster, nur wenige Fuß tiefer, lag das Dach eines kleinen Anbaues.

Nun war Alles klar; die geheimnißvolle Besucherin hatte das Zimmer durch das Fenster verlassen, war auf das Dach des Anbaues hinaus gestiegen — was wenig Geschicklichkeit erforderte und nicht sehr gewagt war — und war von hier aus mit einem leichten Sprung auf die weiche Erde hinabgesprungen. Frau Gregory, eine sparsame Hausfrau welche aus Allem Nutzen zu ziehen wußte, hatte diesen kleinen Fleck zu benutzen verstanden. Sie hatte hier einen Küchengarten angelegt. Der [illegible] Erdboden machte einen Sprung von dem Dach des Anbaues herab ganz gefahrlos, selbst für eine Frau, wenn sie nur etwas gewandt war.

Um sich von der Richtigkeit seiner Beobachtung zu überzeugen, machte der junge Sergeant selbst den Versuch. Mit einem Sprung war er aus dem Fenster auf dem Vordach, von hier aus konnte er mit großer Leichtigkeit das Fenster wieder erreichen, mit der Hand den Fensterrahmen ergreifen und die Jalousie herabziehen. Nachdem er dies ohne Schwierigkeit ausgeführt hatte, sprang er auf den Rasen hinab.

Der Inspektor war inzwischen nachgefolgt und kam noch rechtzeitig, um Zeuge davon zu sein. Der Sergeant theilte ihm seine Entdeckung mit.

„Suchen Sie jetzt nach Fußspuren," sagte der Inspektor, „auf diesem weichen Grunde müssen solche sicherlich zu finden sein."

Doch dies war nicht so leicht. Man konnte wohl mit einem Blick sehen, daß der Grund niedergetreten war, aber das war Alles. Der elastische Erdboden zeigte den Eindruck von Füßen in Folge des Sprunges, aber jeder bestimmte Umriß war verschwunden, als ob man in Sand oder Schnee geschrieben hätte und dann darüber hingefahren wäre. Nur hier und da sah man den tieferen Eindruck von einem Absatz, aber Fußspuren von bestimmteren Umrissen waren nicht zu finden.

Ueberdies waren dieselben auf die Stelle unter dem Anbau beschränkt, daneben war ein Kiesweg, welcher sich um das Haus und bis zur Pforte hinzog. Augenscheinlich war die fremde Frau diesen Kiespfad entlang gegangen, welcher keine Spur hinterließ, und war dann durch die Vorthür hinausgegangen die nur mit einer Klinke verschlossen war.

„Wir haben es mit einer sehr schlauen Person zu thun," sagte Sergeant Power zu dem Inspektor, „sehen Sie, nicht eine einzige bestimmte Spur ist zu finden. Alles ist sorgfältig ausgeführt worden."

Mister Gadd ließ den Kopf hängen. „Die Sache ist doch schwieriger, als ich gedacht habe, ich fürchte, sie wird uns viel zu schaffen machen. Ich sehe, es wird ohne Detectivs nicht gehen, und ich glaube, sie werden auch keine leichte Arbeit haben."

Der junge Sergeant schwieg einen Augenblick, weniger in Folge der Bemerkung des Inspektors, als weil er in Gedanken versunken war.

„Eins fällt mir auf," sagte er, „was Sie ohne Zweifel auch schon bemerkt haben, der Verbrecher muß mit dem Hause wohlbekannt gewesen sein. Ein Fremder würde von dem Anbau und von diesem leichten Weg, aus dem Hause zu kommen, gar nichts gewußt haben."

Es ist zweifelhaft, ob der Inspektor von sich aus die Bedeutung dieser Umstände so recht erkannt hätte, er war jedoch im Stande, eine Sache zu begreifen wenn sie ihm erklärt wurde, und so nickte er zustimmend.

„Es war auch ein Brief da," sagte der Sergeant Power, „dieser muß von irgend Jemand gekommen sein, der sich schon in der Stadt befand. Verlassen Sie sich darauf, die Frau, die wir suchen, war schon früher als gestern Abend hierher gekommen und wir müssen Spuren von ihr finden. Und hier ist auch etwas, was ich oben fand und was ich Ihnen zeigen muß."

(Fortsetzung folgt.)

Dreißig Maschinisten der Jenny Electric Works in Indianapolis gingen an einen Strike. Ein Unionsmann weigerte sich an einem Stücke zu arbeiten, das durch die Hände eines Nichtunionisten gegangen war. Er wurde entlassen und seine Kameraden legten die Arbeit nieder.

Wegen Mordes

Wird Leonard Manktlow gegenwärtig vor dem Londoner Gericht prozessirt.

Der Angeklagte ist eines brutalen Angriffs auf zwei junge Mädchen beschuldigt.

Er behauptet, daß er an Krämpfen leide und nicht wisse was er thue.

Im Bromley Polizeigericht zu London wurde am 15. August Leonard Manktlow unter der Anklage vorgeführt, einen Mordversuch auf die 16jährige Hilda Wood und die 14jährige Edith Philbrick gemacht zu haben. Das Verbrechen hat große Indignation hervorgerufen und eine große Menschenmenge war in und vor dem Gerichtssaale anwesend, als der Gefangene hereingeführt wurde. Es wurden viele feindselige Aeußerungen laut und Manktlow war in großer Angst, die Menge möge einen Angriff auf ihn machen. Er war von Constablern genau bewacht. Als er auf die Anklagebank gebracht wurde, bedeckte er sein Gesicht mit einem Taschentuch und schluchzte bitterlich. Es wurde verkündet, daß das Schatzamt den Fall verfolgen werde, und der Richter überwies darauf den Angeklagten für eine Woche. Fräulein Wood ist die Tochter des Rev. F. Wood, Vicar von Buckley, eines Schwagers des letzten Schatzamtskanzlers Goschen. Fräulein Philbrick ist die Tochter eines in der Nähe des Vicarsitzes wohnenden Herren.

Die beiden jungen Mädchen schritten am Nachmittag des 3. August gegen 5 Uhr durch ein Kornfeld in der Nähe von Town Court, zwischen Chilhurst und Orbing, als ein Mann, wie sich später herausstellte, Manktlow, sie überholte und ohne alle Ursache auf Fräulein Wood feuerte. Die Kugel drang ihr in die Wange. Dann wandte sich der Bursche gegen Fräulein Philbrick und schlug ihr mit seiner Flinte über den Kopf. Die beiden jungen Mädchen verloren das Bewußtsein, und es muß etwa eine Stunde verflossen sein, ehe Fräulein Wood wieder zu sich kam, den Alarm geben und eine Beschreibung des Angreifers liefern konnte, die zur Verhaftung Manktlow's führte, der im Besitz einer zerbrochenen Flinte gefunden wurde. Als er mit Fräulein Wood confrontirt wurde, recognoszirte sie ihn auf der Stelle. Er wurde in's Gefängniß gebracht und unter Anklage des Mordversuchs gestellt. Zu seiner Entschuldigung gab er an, er leide an Krämpfen und wisse kaum was er thue.

Das 300jährige Jubiläum der Universität Dublin.

Die irische Universität hat unter echt irischem Enthusiasmus des Publikums ihr 300jähriges Jubiläum Anfangs Juli gefeiert. Es ist kein neues Ereigniß mehr, aber die Korrespondenzen über die Feier geben doch manches Interessante, was noch heute wissenswerth ist.

Nicht weniger wie 500 fremde Gäste waren anwesend aus allen Ländern der Welt und besonders zahlreich aus Deutschland. Ein Korrespondent schreibt:

„Deutsch wurde überall gehört; die schwarz weiß rothe Fahne wehte in riesigen Proportionen vom Giebel der Bibliothek der Universität herab, als ob dies Zeichen des deutschen Geistes alle Symptome anderer Nationen überschauen sollte. Unter den anwesenden Gästen machten sich neben Prof. v. Bergmann, Prof. Max Müller von Oxford, Baron v. Richthofen aus Berlin und etwa 20 anderen Gelehrten auch zwei Heidelberger Studenten durch ihre Tracht und ihr Auftreten bemerklich. Auch aus Lausanne waren zwei deutsch redende Studenden erschienen. Zu bedauern war nur, daß die deutschen Professoren sämmtlich Zwilltracht trugen, während alle Vertreter anderer fremden Nationen in ihren Ornaten von Sammet und Seide prunkten.

Als die Vorstellung vorüber war, bildete sich eine Prozession. Sie bestand aus etwa 100 bis 2000 einheimischen und auswärtigen Gelehrten. Man zog zuerst durch die weitläufigen Gebäude der Universität, dann mitten durch die Stadt nach der Kathedrale des heil. Patrick. Hier fand sich auch der Vizekönig von Irland, Lord Zetland, mit seinem Hofe ein, von einigen 50 Kürassieren zu Pferde bis an das Portal der Kirche begleitet.

Dann folgte ein feierlicher Gottesdienst nach anglikanischem Ritus. Die Predigt wurde vom Dechant Dr. H. Jelett gehalten, und einige Choräle, die Sir Robert Stewart für die Gelegenheit komponirt hatte, wurden vom Chor der Kathedrale vorgetragen. Einer der deutschen Studenten soll gesagt haben, er hätte seit mindestens zwei Jahren nicht so viel „Religion geneipt". Jeder der fremden Deputirten hatte von einer der jungen irischen Dame eine werthvolle Blume zum Geschenk erhalten beim Eintritt in den Dom. Nach Beendigung des Gottesdienstes zog man in feierlicher Prozession nach der Universität zurück.

Hier wurde nach kurzem Imbiß zuerst ein großartiges Gartenfest gefeiert, wobei 5000 Gäste erschienen auf Einladung der Universität und drängten sich in die Zelte, wo die Erfrischungen verabreicht wurden, umch um die zwei Bäumchen, die man zum Andenken an das Fest dort pflanzte, in die Erde senken zu sehen. Eine lateinische Ode in sapphischem Versmaße wurde dabei abgesungen. Dann kam ein großartiges Diner. Nach dem Essen hielten mehrere Gelehrte kurze Reden in englischer Sprache. Professor Schipper aus Wien war der erste, der auf den Trinkspruch zu Ehren der fremden Universitäten im Namen Oesterreichs antwortete. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit Geschick und Effekt. Nach ihm redeten noch drei andere. Der erste war Prof. Knapp aus Straßburg, der für die Universitäten Deutschlands sprach; dann sprach Dordt aus Leyden und Professor Cremona aus Rom.

Es wurden im Ganzen 79 Ehren-Diplome vertheilt, 10 fielen auf Deutsche, 6 auf Franzosen und Belgier, je eins auf Rußland, Italien, Ungarn und Holland. Die Reden auf dem großen Fest Bankett, waren 600 Personen Theil nahmen, begannen mit zwei Toasten auf die beiden ältesten Universitäten der Welt; Paris und Oxford.

Der Bischof von Oxford antwortete auf Englisch für Oxford, Professor Lonnelongue französisch für Paris. Die Deutschen redeten nicht in ihrer Muttersprache wie die Franzosen sondern in sehr schlechtem Englisch. Nur Max Müller von Oxford und Prof. Schipper aus Wien sprachen ein gutes Englisch. Deutsch sprachen nur Prof. Adolf Wagner aus Berlin und Prof. Kollmann aus Basel etc.

Bei der akademischen Gratulations-Feier wurden über 70 schriftliche oder gedruckte Gratulations-Briefe überreicht, und eine Menge Reden gehalten, von denen keine länger als fünf Minuten dauern durfte. Die Abgeordneten der britischen Universitäten, die der Kanadier, Ostindier, Neuseeländer und Afrikaner, machten Anfang. Dann kamen die Amerikaner an die Reihe, für die der General Walker und der Präsident der Johns-Hopkins Universität, Dr. Gillman, auftraten. Inzwischen wurde der „Yankee-Doodle" von der Musik gespielt. Als sie abgetreten waren, ertönte: „Gott erhalte Franz den Kaiser", und Prof. Gompertz und Dr. Schipper überreichte die Wiener Adresse mit wenigen und wohl gewählten englischen Worten.

Die Franzosen kamen bald nachher; der ungeheure Saal ertönte dabei von den Klängen der Marseillaise, die also hier nicht als Parteilied, sondern als französisches National- und Ehrenlied behandelt wurde. Die gelben Atlas-Mäntel der französischen „litterateurs" neben dem rothseidenen Ornate ihres Redners, Richet aus Paris, machten einen großartigen Eindruck, nicht blos durch ihre Zahl — es erschienen nämlich neun Herren auf einmal — sondern auch durch ihre pomphaften phrasenreichen Komplimente; vorzüglich wirkte es, daß sie vorn am Rande der Rednerbühne sitzen blieben, weil man für sie in dem gedrängt vollen Saale keinen Platz finden konnte.

Weniger imposant war das Erscheinen der deutschen Deputation. Sie strahlten nicht in solchem Ornat, ja einige kamen im Frack und einer in einer Halskrause und einem verschossenen Ueberrock, die beide aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen schienen. Der deutsche Redner, Baron v. Richthofen, eine wahre Zierde unserer Gelehrtenwelt, sprach das Englische nicht fließend und richtig genug aus, um seine von ihm abgelesenen Worte verständlich zu machen. Prof. Merz brachte die beiden Heidelberger Studenten im vollen Wichs mit Schlägern auf die Bühne, was großen Jubel erregte.

Prof. Gaudenzi sprach italienisch für die Italiener. Der berühmter Forscher und Reisende Prof. Bambery (Bamberger) aus Buda-Pest sprach ein ziemlich gutes Englisch und warnte als in der Wolle gefärbter Russen Feind vor den Russen.

Der russische Staatsrath Martens, der ihm folgte, ignorirte stolz diese Angriffe. Er trug die Brust voll Sterne und Kreuze und sprach wenig, aber mit Selbstgefühl. Endlich wurde auch noch Deutsch gesprochen vom Schweizer Professor Kolmann aus Basel. Jedes seiner Worte zündete. Alle verstanden sein edles Deutsch, während sie das Englische anderer Deutschen nicht verstanden hatten. Also Deutscher! sprich überall deine schöne Muttersprache, eben so wie Engländer, Franzosen, Italiener die ihrige!

Die Wasserwerke zu Antwerpen.

Diese Werke erfreuen sich bekanntlich eines sehr großen Rufes. Dem Bürgermeister jener Stadt sind wir nun für eine in französischer Sprache geschriebene Beschreibung derselben, sowie auch für Uebersendung mehrerer wichtiger Dokumente in holländischer und französischer Sprache, welche auf die dortige Stadtverwaltung und Wasserwerke Bezug haben, zu großem Dank verpflichtet.

Aus der Beschreibung der Antwerpener Wasserwerke theilen wir unseren Lesern in aller Kürze das Interessanteste mit. Seit dem 21. Juni 1881 wird die Stadt Antwerpen mit Trinkwasser versorgt, welches dem Flusse Nethe, bei der Brücke von Waalheim, 17 Kilometer (etwa 10½ engl. Meilen) von Antwerpen, entnommen wird. Nachdem es angesammelt und in Reservoirs abgeklärt worden, wird es durch zwei archimedische Schrauben gehoben. Es geht dann in Drehzylinder, welche Feilstaub oder poröses Eisen durch dasselbe senden, um es von organischen Stoffen und lebenden Micro-Organismen zu reinigen. Darauf kommt das Wasser in Sand-Filter und dann in bedeckte Reservoirs, von wo es mittelst Pumpen unter einem Druck von 7 bis 8 Atmosphären in das Hauptrohr geleitet wird, welches sich von Waalheim an längs der Staatsstraße hinzieht.

Das Wasser erreicht die Stadt unter einem Druck von ungefähr 5 Atmosphären und geht durch alle Straßen und um die Quais herum mittelst einer Kanalisation, die eine Länge von 140 Kilometern repräsentirt. In Entfernungen von 60 Metern befinden sich Vorrichtungen, welche das Sprenkeln der Straßen, das Löschen von Feuersbrünsten und die Versorgung von Schiffen gestatten.

Das Wasser ist trinkbar und von guter Qualität. Zur Zeit großer Trockenheit und großen Verbrauches läßt sein Geschmack aber zu wünschen übrig, wenn die Kraft der Reinigungsapparate für den Zweck nicht hinreicht.

Die Wasserversorgung ist bis jetzt noch beschränkt. Das kommt daher, weil die meisten der 29,144 Häuser (242,263 Einwohner) ihre eigenen Brunnen haben und kein Wasser von der Stadt kaufen. Die Einwohner, welche das städtische Wasser benutzen, sind meistens solche, die in neuen Gebäuden wohnen. (W. B.)

In Nicaragua findet sich eine höchst merkwürdige Pflanze, „Phytolacca electrica" genannt. Ihren Namen verdankt sie dem Umstande, daß Jeder, der von ihr einen Zweig abschneidet, einen Schlag erhält, wie man ihn beim Anfassen eines elektrischen Apparates empfindet. Nähert man sich dieser Pflanze mit einem Kompaße, so macht sich ihr Einfluß auf denselben in einer Entfernung von sieben bis acht Schritten geltend; die Abweichung der Nadel nimmt mit der Verringerung des Abstandes zu; hält man den Kompaß mitten über die Pflanze, so dreht sich die Nadel im Kreise herum. Der Boden, in dem die Pflanze wächst, enthält keine Spur von Eisen oder Metall, so daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die Pflanze allein die erwähnten Erscheinungen hervorbringt. Nachts verschwindet diese magnetische Kraft nahezu ganz, am stärksten ist sie um 3 Uhr Nachmittags, bei einem Gewitter nimmt sie noch zu. Bei Regenwetter hängen die Blätter der Phytolacca schlaff herab, auch hat man niemals einen Vogel auf den Zweigen derselben sitzen sehen.

In London gelangt jetzt ein neues Pflastermaterial zur Anwendung, bestehend aus einer Mischung von granulirtem Kork und Asphalt, welche, in Blöcke gepreßt, wie Ziegel oder Holzstöckel gelegt werden. Der besondere Vortheil dieses Materials ist dessen Elasticität. Es gewährt einen sehr angenehmen, weichen Tritt, man hat das Gefühl auf einem Teppich zu gehen. Den Pferden bietet es einen guten Halt, ohne das lästige Geräusch stark befahrener Straßen erzeugen. Ein kurzes Stück dieses Pflasters liegt auf der Liverpoolstraße zur Probe. Nach den Erfahrungen, welche man in Australien mit dem Korkpflaster gemacht hat, glaubt man annehmen zu dürfen, daß das neue Pflaster auch den lebhaften Verkehr einer Londoner Straße aushalten wird.

Bahn-Catastrophe.

Nahe Coshocton, Ohio, rannte ein Bauzug in eine Anzahl leere Wagen.

Der Zusammenstoß hatte den sofortigen Tod von 6 Arbeitern zur Folge.

Während viele verwundet wurden. Eine offene Weiche Ursache der Catastrophe.

Auf der Toledo, Walhonding Valley & Ohio Bahn, einer noch im Bau begriffenen Zweiglinie des Pennsylvania Systems, ereignete sich am Abend des 15. August sechs Meilen nördlich von Coshocton, Ohio, an einem als „Richeson's Gravel Pit" bekannten Punkte das erste Unglück, welches den sofortigen Tod von sechs und die schwere Verletzung einer großen Anzahl anderer Personen zur Folge hatte. Die Namen der Todten sind folgende:

Frank Galli, Wm. Rafferty, John Flynn, Joseph Byrroft, John Hollinger, John Berry.

Wie sich die Katastrophe ereignete, läßt sich in folgenden kurzen Worten berichten: Der Lokomotivführer Clyde White und Kondukteur Humphrey waren damit beschäftigt, in einem Zuge Kies aus der Richeson'schen Kiesgrube zu holen, während drei Meilen nördlich von derselben entfernt die obengenannten Opfer der Katastrophe damit beschäftigt waren, das Bahnbett zu ebnen. Nachdem die letzte Kiesladung ausgeladen war, bestiegen die Betreffenden den Zug, um ihr Lager, wo sie beköstigt werden, aufzusuchen. Der Zug fuhr, als er mehrere hundert Yards südlich von der Kiesgrube angelangt war, mit einer gefährlichen Schnelligkeit, und als er bei dieser eintraf, zeigte es sich, daß die Weiche offen war, und der Zug, an dessen Anhalten in Anbetracht der großen Fahrgeschwindigkeit nicht zu denken war, fuhr auf ein mit leeren Wagen angefülltes Seitengeleise. Die meisten der Arbeiter befanden sich auf den ersten und zweiten Wagen des Zuges, und als der Krach erfolgte, wurden sie unter den Trümmern der sich auf sie thürmenden Wagen begraben. Die sich dann abspielende Scene war eine entsetzliche. Jammernd riefen die Unglücklichen vom Schmerz gefoltert um Hülfe und wanden sich in Folterqualen. Mit Anstrengung aller Kräfte arbeiteten die von Verletzungen Verschonten, um ihre Kameraden aus dem Trümmerhaufen zu befreien, und nach zweistündiger harter Arbeit hatte man auch das letzte Opfer strafbarer Nachlässigkeit neben dem Geleise gebettet. Hierauf ward ärztliche Hülfe requirirt, worauf man die Todten und Verletzten nach dem Lager schaffte. Die betreffenden Arbeitern wurden von den Kontraktoren McArthur Bros. beschäftigt. Als man den Superintendenten Wells nach der Ursache des Unglücks frug, erfolgte die kurze Antwort: „Irgend Jemand hat vergessen, die Weiche in Ordnung zu bringen." Wer dieser „Jemand" ist, ward bis jetzt nicht berichtet.

Interessante Bergwerke.

Man hat in verschiedenen amerikanischen und europäischen Küstengegenden unterseeische Kohlengruben, welche sich von der Küste aus noch ein bedeutendes Stück unter dem Meere hinaus erstrecken. Vielleicht die merkwürdigste darunter ist die von Nanaimo an der Departure Bai in Britisch Columbia, genannt die Wellington-Grube. Die Gallerien dieses gewaltigen Bergwerkes, das schon wiederholt durch große Katastrophen in der ganzen Welt von sich reden gemacht hat, liegen 600 Fuß unter der Oberfläche des Stillen Oceans, welcher hier einschließt, und erstrecken sich gegenwärtig 6 englische Meilen unter dem Grunde des Meeres hinaus: sie werden übrigens noch beständig weiter ausgebaut.

Die Bevölkerung des Städtchens Nanaimo, im Ganzen etwa 1000 Seelen, ist fast ohne Ausnahme mit der Kohlengräberei beschäftigt, mit einem durchschnittlichen Tagelohn von 12 bis 23 Schilling den Kopf. Das scheint vergleichungsweise ein sehr guter Lohn zu sein, aber das Leben in dieser ungastlichen Gegend ist ein so kostspieliges, daß die Kohlengräber sich im Ganzen gerade noch so durchschlagen. Leichter, als in den meisten anderen Kohlengruben, häufen sich in diesen große Mengen entzündlicher Gase an, und die Explosion solcher kostete bekanntlich vor drei Jahren ungefähr 100 Menschen das Leben.

Was indes die geschäftlichen Vortheile anbelangt, so ist der Betrieb der Kohlengruben in Britisch Columbia, ebenso wie in Alaska, unstreitig profitabler, als derjenige der Goldbergwerke. Nach den schwarzen Diamanten kann das ganze Jahr gegraben werden, nach dem gelben dagegen nur vier Monate des Jahres. Daher müssen die Goldgräber acht Monate lang feiern, und das in einem Lande, welches die nothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht hervorbringen kann, sondern dieselben meist aus den Ver. Staaten mit großem Aufschlag für Transportkosten bezieht. Damit die Grubenarbeiter in diesen acht Monaten nicht verhungern, müssen die Besitzer der Goldbergwerke sehr bedeutende Extraauslagen mit in Kauf nehmen, und man befaßt sich daher mit der Ausbeutung von Goldminen nur, wenn sie hochgradiges Golderz liefern oder anderweitige Ausgleichsvortheile bieten, wie die Treadwell-Mine, welche auf Douglaß Island in nächster Nähe des Wassers liegt.

Eine furchtbare Panik entstand unlängst im Cirkus Krajel zu Boskowitz in Mähren. Während einer Pause in der Vorstellung begann die schwere Leinwanddecke des Cirkus sich zu senken und in wenigen Sekunden bedeckte sie fast sämmtliche Besucher. Es entstand eine entsetzliche Verwirrung. Alles drängte unter Schreien nach den Ausgängen. Als Brandgeruch verspürt wurde und die Flammen durch die gesenkte Decke schlugen, erreichte die Panik ihren Höhepunkt. Mit schwerer Mühe gelang es einigen entschlossenen Männern, die Pflöcke, an denen die Decke befestigt war, zu heben, wodurch die Ausgänge frei gemacht wurden. Als besonderes Glück ist es zu betrachten, daß sich keine Katastrophe ereignete und in dem fürchterlichen Gedränge keiner der Besucher besonderen Schaden genommen hat.

Nach dem Resultat der neuesten Registrirung von Wählern in Mississippi giebt es dort 257,305 männliche Personen im Alter von über 21 Jahren; davon sind 110,100 Weiße und 147,205 Neger. Als stimmberechtigt wurden 76,742 Personen registrirt, 68,127 Weiße und 8,615 Neger. Im Jahre 1880 gab es 130,278 farbige Wähler und eine Mehrheit derselben von 22,024. Jetzt hat jedes County eine weiße Mehrheit.

Vermischtes.

Nicht weniger als 15,000 Regenschirme, welche allein in Omnioussen, Droschken und Personendampfern gefunden wurden, werden alljährlich in Paris bei der Polizeipräfektur eingeliefert. Dagegen werden jedes Jahr 100,000 verlorene Schirme zurückverlangt. Nun glaubt aber die Polizei, nach ihren langjährigen Erfahrungen, schließen zu dürfen, daß es bei Schirmen ebenso geht, wie bei anderen verlorenen Sachen: nämlich, daß nur ein Sechstel der Verlierer sich bei der Polizeipräfektur meldet. Hiernach würden also jährlich 600,000 Schirme verloren, 1 auf 4 Einwohner. Das scheint nicht übertrieben, angesichts der unzähligen Schirme, die in Bahnhöfen, Kirchen, Theatern und Miethshäusern verloren werden. Die wenigsten kommen an ihre Eigenthümer zurück, von den 15,000 der Polizeipräfektur kaum einige Tausend. Die Polizeipräfektur läßt die übrigen öffentlich versteigern. Hierzu werden dieselben in zwei Klassen getheilt. Von den besseren werden je 25, von den schlechteren je 100 in einem Bündel versteigert. Durchschnittlich gehen die erzielten Preise von 20 auf 25 Franken, so daß also der beste Regenschirm höchstens 1 Franc zu stehen kommt.

In den sechsziger Jahren bereiste der damalige Vicekönig von Egypten, der ebenso gebildete als verschwenderische Ismael Pascha, die großen europäischen Höfe. Nachdem er bereits Paris London, Petersburg und Wien besucht, weilte er auch am Berliner Hofe als Gast und ward dort in mannigfacher Weise, zumal von der Damenwelt, ausgezeichnet. In einem engeren Kreise kam einst die Rede auf die Reiseeindrücke des egyptischen Herrschers und einer der jüngeren Prinzen richtete an Ismael die etwas unüberlegte Frage, welche Großmacht den bedeutendsten Eindruck auf ihn ausgeübt habe? Der Vicekönig schwieg einen Augenblick sichtlich befangen, dann aber hob er mit einem Lächeln das Glas und sagte: „Die Frauen." Diese Lösung ward natürlich mit großem Beifall aufgenommen und noch manches Glas auf diese mächtigste Großmacht und zu Ehren ihres Verkünders geleert.

Ein großes Vermächtniß in der Höhe von 200,000 Lstr. ist Liverpool und Manchester zugefallen. Der Besitzer zweier großartiger Verkaufsläden in diesen Städten, ein Herr David Lerois, unterließ vor 7 Jahren sein ganzes Vermögen zwei Verwandten Leon und Cohen, mit dem Ersuchen, dasselbe nach ihrem Gutdünken zum Besten der Arbeiterbevölkerung dieser zwei Städten zu verwenden. Nachdem Herr Leon nunmehr aus Australien, wo er ansäßig gewesen, zurückgekehrt ist, hat er in seinem wie seines Miterben Namen bekannt gemacht, daß sie den den allerdings nicht gesetzlich für sie bindenden Wunsch des Erblassers auszuführen gedenken. Um aber diese Summe, welche nach dem Tode der Wittwe des Herrn Lewis sich voraussichtlich auf 7 Millionen Mark erhöhen wird, in würdigster Weise anzulegen, hat sich Herr Levy den Rath und die Unterstützung zweier Abgeordneten von Liverpool und Manchester, der Herren Forwood und Sir William Houldsworth erbeten.

Schweres Unheil haben einige Stiere angerichtet, die letzter Tage in Haggerty's Viehhof an der Ersten Avenue in New York sich losrissen und mehrere Stunden lang im unteren Stadttheil sich herumtrieben. Eines der Thiere erschien plötzlich auf dem Broadway, bohrte dem 19jährigen Edward McGovern ein Horn durch die Brust und verletzte ihn tödtlich. Dann rannte der Wüthende mehrere Personen zu Boden, darunter zwei Polizisten. Ein zweiter Stier rannte in den Atlantic und Pacific Theeladen an 6. Avenue und 48. Straße und nachdem er die daselbst aufgestapelten Waaren durcheinander geworfen, lief er nach Carmine u. Blecker Straße, wo er todt geschossen wurde. Fast ein Dutzend Leute wurden verletzt, bis die übrigen Stiere todt geschossen wurden. John Reynolds, ein Kuhhirt, unter dessen Obhut die Stiere gewesen waren, wurde verhaftet und wird so lange in Haft gehalten werden, bis man über das Resultat der Verletzungen McGoverns im Reinen ist.

Hungrige Goldsucher haben in Idaho bei Bannock Butte den Verlust von dreihundert und ein und sechzig Stück Vieh und den Tod von zwei Cowboys folgendermaßen verschuldet: Sie versuchten ein von der Heerde abseits weidendes Kalb zu fangen, aber dieses entlief ihnen mitten in die Heerde. Als die armen Teufel dennoch sich des Kalbes zu bemächtigen versuchten, begann die ganze große Viehheerde in vollem Jagen zu fliehen und zwar in der Richtung auf einen neun und siebzig Fuß tiefen, senkrechten Abgrund. Um die Thiere aufzuhalten, eilten die Cowboys Wasson und Hancock an den Rand des Abgrundes und wurden von dem Vieh, welches in dem Laufe nicht mehr einzuhalten vermochte und in den Abgrund stürzte, in die Tiefe hinabgerissen. Die beiden Männer und dreihundert ein und sechzig Stück werthvollen Viehes brachen bei dem Sturze den Hals.

Leighton und Joshua Allen, zwei in der Nähe von Springfield, S. D., wohnende Brüder, stritten um den Schlüssel zu einem Koffer, der eine Flasche Whiskey enthielt, und Leighton brachte seinem Bruder eine Schußwunde im Gesichte bei, die dessen Tod zur Folge haben wir.. Als er einsah, was er in seiner Wuth angerichtet hatte, setzte Leighton dann den Revolver an die Stirne und zerschmetterte sich den Schädel. Er starb nachdem er 5 Stunden lang bewußtlos gelegen hatte.

Der 32 Jahre alte deutsche Metzger Jacob Dorson von Spring City, Pa., welcher bei seinem Bruder in Philadelphia zu Besuch gewesen war, benutzte einen Nachtzug der Philadelphia und Reading Eisenbahn zur Heimreise. Bei der Ankunft in Spring City war er eingeschlafen und erwachte nicht eher, als bis der Zug bereits wieder in Bewegung war. Er lief zur Plattform des Waggons und sprang hinab, fiel aber so unglücklich, daß seine beiden Füße innerhalb der Schiene zu liegen kamen und die Räder des Zuges über seine Unterschenkel hinwegfuhren. Der Zug wurde sofort zum Stehen gebracht, der Unglückliche hineingehoben und zum hiesigen Reading Hospital gebracht, wo ihm beide Beine unterhalb der Kniee amputirt werden mußten.

In Akron, Ohio, sind vierzig Milchhändler wegen Pantscherei verhaftet worden. Der Milchinspektor hatte schon seit längerer Zeit die hierher gelieferte Milch untersucht, besonders weil während des heißen Wetters unter Kindern ungewöhnlich viel Todesfälle stattfanden. Er behauptet jetzt, Beweise in Händen zu haben, daß Salicylsäure und Borax angewendet wurden, um die Milch zu halten, und daß in Folge dessen eine größere Sterblichkeit unter den Kindern eingetreten sei, weil die Milch dadurch für dieselbe unverdaulich wurde.

Der Geologe J. Schermerhorn hat in Idaho ein ungeheures Gletscherfeld entdeckt. Die Gletscher sollen ein ebenso großes Area wie die der Alpen, bedecken, aber nicht so dick wie jene sein. Schermerhorn hat bisher sechzehn Moränen untersucht, von welchen elf im Zurückweichen begriffen sind, vier sind stationär und eine rückt vor; keine derselben geht tiefer als 2000 Fuß unterhalb der Schneelinie. Die Gletscher liegen etwa 25 Meilen südwestlich von Stoup inmitten einer Anzahl hoher Bergspitzen, die auf den Karten noch nicht verzeichnet sind. Unterhalb der Gletscher liegt eine Reihe von Seen mit eiskaltem Wasser.

Bekanntlich wird der eingeathmete Geruch der Oleanderpflanze ebenfalls giftig. Auch soll in Persien eine Pflanze „Kerzeroh" wachsen, deren Blüthen, dem heißen Südwind ausgesetzt, einen so starken giftigen Geruch von sich geben, daß Menschen und Thiere durch dessen Einathmung getödtet werden. Die Ausdünstung der Pflanze „Boldoria foetida" verursacht Fieber und Kopfschmerzen, während in ähnlicher Weise eine Gattung der Magnolien, ebenso der giftige Sumachbaum Uebelkeit und Unbehagen hervorbringt.

Verlorene Schätze

Werden aus einem gesunkenen Schiffe heraufgeholt.

Es wird aus New York berichtet: Capitän Thomas Simons vom „Little Grant", welcher schon seit längerer Zeit am Sund südlich von Port Morris Dock mit Versuchen beschäftigt ist, den etwa $4,800,000 betragenden Schatz zu heben, welcher vor Jahren mit dem britischen Kriegsschiffe „Hussar" unterging, nähert sich ganz ernstlich seinem Ziele. Es wurden etwa ein halbes Dutzend gut erhaltene nur etwas geschwärzte englische Goldmünzen, zwei goldene Knöpfe von der Uniform eines britischen Offiziers, eine Quantität Kupfermünzen und zwei geschwärzte Silberbarren aus der Tiefe heraufgeholt.

Radau in Prag.

Blutige Scenen auf einem czechischen Volksfeste.

In Prag entstanden vergangene Woche gelegentlich eines czechischen Volksfestes Ruhestörungen. Ein Czeche feuerte in einer der Straßen Prags vier Revolverschüsse auf eine Gesellschaft von Deutschen ab, in Folge dessen eine Panik entstand. Der Schießbold wurde verhaftet. Mehrere in der Moravantz Glashütte angestellte Arbeiter erschienen auf dem Antoinethalmarktplatze und griffen alle Deutschen, denen sie begegneten, mit rothglühenden Eisenstangen an, indem sie schrien: „Tod den Deutschen" und mehrere Personen trugen schwere Verletzungen davon. Die Ruhe mußte durch Gensdarmen wieder hergestellt werden. Mehrere Verhaftungen wurden vorgenommen. Auch an andern Orten in Böhmen fingen die czechischen Radaubrüder Unruhen an.

Die Häutung der Molche.

Wie die Krebse, Insekten und Spinnen, so werfen auch bekanntlich die Molche von Zeit zu Zeit die äußersten Schichten ihrer Oberhaut ab und vollziehen eine Häutung, die zu beobachten indeß nur selten gelingt. Deshalb sei hier eine Beobachtung mitgetheilt, die Professor Spengel an einem Erdsalamander gemacht hat. Der angeführte Gelehrte wurde erst auf die Häutung des Salamanders, den er in einem Terrarium hielt, aufmerksam, als sich die Haut bereits vom Kopfe abgelöst und gegen den Nacken zusammengeschoben hatte, wo sie einen dünnen ringförmigen Wulst bildete. Als die Häutung so weit gediehen war, zog der Salamander zuerst die Schulterblätter möglichst weit nach vorn und brachte damit den oberen Theil der Arme nahe dem Hautwulst. Dann begann das Thier, indem es die Oberarme nach vorn streckte, so daß die Arme sich im Ellenbogengelenk krümmten, die Arme unter dem Wulst durchzuschieben und sie nach und nach aus ihrer Haut herauszuziehen. Erst wurden die Oberarme in dem frischen blanken Schwarz der neuen Hautoberfläche sichtbar, dann die Unterarme und schließlich die Finger. Jedoch wurden nicht beide Arme gleichzeitig frei, sondern zuerst der linke und dann der rechte. Die Bewegungen, welche die Befreiung der Hände bewirkten, wurden dabei so ausgeführt, daß die abgestreifte Haut zugleich möglichst weit nach hinten über die Brust geschoben wurde. Darauf trat eine Ruhepause von wenigen Minuten ein, während der das Thier mehrere Male das Maul weit öffnete, um tief einzuathmen. Bald begannen die Bewegungen wieder, indem sich der hintere Theil des Rumpfes merklich durch Zusammenziehung der Muskulatur verengerte. Aber die Hautwulst wich nicht von der Stelle, an die ihn die Arme gebracht hatten. Erst als sich das Thier einmal kräftig nach einer Seite krümmte, kam er in Bewegung und glitt nun ziemlich rasch, getrieben durch die Schwellung des vorderen Rumpftheiles und gefördert durch seitliche Krümmungen, bis zu den Beinen. Nach einer abermaligen, aber nur kurzen Ruhepause wiederholten nun die hinteren Gliedmaßen dasselbe Spiel, das vorher sich an den vorderen abgewickelt hatte, und zwar ging auch hier das linke Bein voran. Das rechte blieb länger Zeit mit dem Fußabschnitt in der Haut stecken und bemühte sich, den jetzt sehr dick gewordenen Wulst möglichst weit nach hinten auf den Schwanz zu schieben, der diese Bewegung durch eine starke Krümmung unterstützte. So wurde etwa ein Drittel des Schwanzes frei gemacht. Dann ward auch der rechte Fuß aus seiner Hülle gezogen.

Während all dieser Vorgänge hatte das Thier seinen Ort kaum verändert, so daß von einer Abstreifung der Haut durch Reibung am Boden nicht die Rede sein konnte. Nun aber änderte sich sein Benehmen wesentlich. Es krümmte nämlich langsam seinen Körper seitlich und brachte dadurch den Kopf immer mehr in die Nähe des Schwanzes, als ob es mit dem Munde beißen wollte. Ein plötzlicher Biß nach dem Schwanze ließ über die Absicht keinen Zweifel, allein er verfehlte das Ziel. Nach einer kurzen Pause war aber der Versuch erfolgreicher, der Salamander packte ihn mit großer Behendigkeit vom Schwanze herab und verzehrte ihn darauf mit sichtlichem Behagen. (W. B.)

Eine sorgsame Untersuchung der kürzlich bei Argusville und Gardener in Nord Dakota vom Hagel heimgesuchten Gegend ergiebt einen Verlust von etwa 750,000 Bushel. Mehr als 50,000 Acker sind total zerstört. Geo. Harrington besaß ein Weizenfeld, daß er am Morgen gut und gern auf 6000 Bushel schätzte. Am Abend waren keine 500 mehr vorhanden. Der Hagel hatte Alles in die Erde geschlagen.